

Heilige Zeit.

Dämpfe dein Lachen, allzuehl und froh!
Denke: ein Deutscher fällt jetzt irgendwo.
Ein glühendes junges Leben ward starr und kalt
Fern in Polens Sumpf, im Argonner-Wald...

Irgend-, irgendwo zu dieser Stunde
Blutet auf fremdem Boden die deutsche Wunde,
Deutsche Worte lallt ein zukender Mund;
Deutsches Blut sickert in fremden Grund.

Unter des Meeres silberprühendem Schaum,
Oben in der Wolken durchstürmtem Raum,
Im Schatten der Palmen — allüberall
Blutet ein Deutscher jetzt auf dem Grdenball.

Du, dem dein Sterben Deutschtum und Leben gewann,
Kraft und Freiheit und Stärke, denke daran!
Dämpfe das Lachen! Senke die Stirne du
Vor des Bruders Sterben und Grabesruh!

Heilig jede Stunde voll Wunden und Leid —
Heilig jede Stunde in dieser Zeit:
Der dort in der Fremde zu früh verblich —
Denke daran — er starb für dich, für dich...

Paul Enderling.

Marx, Engels und die „Wahren“.

Von Friedrich Stampfer.

Wos hat neulich an dieser Stelle von den Kämpfen der ersten Internationale mit der Richtung Bakunins erzählt. Das ist ein Kapitel aus der Geschichte der Partei, das zeigt, wie die Sozialdemokratie in immer erneuten Kämpfen mit dem Anarchismus groß geworden ist. Dieser Gegensatz, der bis in die heutige Zeit hinein reicht, machte sich schon an der Wiege der Bewegung geltend.

Als Marx und Engels in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ihre sozialistische Aufklärungsarbeit begannen, war die enge Welt des damaligen deutschen Sozialismus von den sogenannten „wahren“ Sozialisten beherrscht. Das kommunistische Manifest nennt Karl Grün als Hauptvertreter dieser „schädlichen Richtung“, von der Mehring in seiner „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“ gar nicht überläßt, sie sei in ihren letzten Wirkungen nicht weniger reaktionär gewesen, weil sie sich einbildete, revolutionär zu sein. Ihr geistiges Oberhaupt war aber kein anderer als der berühmte französische „Vater der Anarchie“ Proudhon.

Engels berichtet in seinen Pariser Briefen von den fortlaufenden Kämpfen, die er gegen diese Gruppe in der deutschen Arbeiterkolonie von Paris zu führen hatte. Am 18. September 1846 schreibt er an Marx: „Die unsäglichste Phrase hat für sie mehr Sinn als die einfachste zum ökonomischen Argument dazugehörige Tatsache. Daß man gegen solchen barbarischen Unsinn noch pausen muß, ist niederträchtig. Aber man muß Geduld haben, und ich lasse die Kerls nicht laufen, bis ich den Grün aus dem Felde geschlagen und ihnen die verdunsteten Schädel geöffnet habe.“ Am 28. Oktober konnte er dann nach Brüssel melden, daß ihm der Sieg über den Grünschen „wahren Sozialismus“ gelungen sei. Trotzdem blieb diese Richtung in Deutschland herrschend und am 15. Januar 1847 trug Engels in einem Brief an Marx: „Könnten wir doch das Kapitel über den wahren Sozialismus (im kommunistischen Manifest) noch einmal machen, jetzt, wo sie sich nach allen Seiten entwickelt haben, wo sich die westliche Schule, die jächsische Schule, die Berliner Schule usw. usw. neben dem einsamen Herrn Püttmann konstituiert haben.“

Das von den „Wahren“ nachgebetete System Proudhons unterrichtet sich vom Marxismus grundsätzlich dadurch, daß es den Staat vollkommen links liegen läßt und die zwischen Wirtschaft und Politik bestehenden Wirkungen und Gegenwirkungen ignoriert. Für Marx ist das Wirtschaftliche das Ursprüngliche, aus dem das Politische folgt, und so ist ihm der Klassenkampf notwendig, aus ökonomischer Notwendigkeit, politischer Kampf. Proudhon hingegen will sich ganz auf das ökonomische beschränken; er sieht in seinem System der Dekonomie, das durch den unentgeltlichen Kredit alle Vorteile der kapitalistischen Wirtschaftsweise erhalten, alle ihre Nachteile beseitigen soll, eine Lösung der sozialen Frage, die ohne alle Mitwirkung des Staates herbeigeführt werden kann. Darum sieht er sowohl im politischen wie im gewerkschaftlichen Kampf eine Ablenkung der Arbeiter von ihrer eigentlichen Aufgabe. Und damit gerät er in Gegensatz zu Fourier, Louis Blanc und anderen Sozialisten, die die Organisation der Arbeit durch die Staatsgewalt anstrebten. Er gerät auch im Gegensatz zu Marx, für den die Organisation der Arbeit durch den Staat zwar keine so einfache Sache war wie für seine Vorläufer im Sozialismus, der sich aber über die bedeutsame Rolle, die der Staat und die politische Arbeit im Klassenkampf des Proletariats zu spielen hatte, nicht im unklaren befand.

Proudhon war Anarchist, nicht wie Bakunin aus Haß gegen den Staat, sondern er war es aus Hoffnungslosigkeit ihm gegenüber. Der russische Anarchist sah in dem Staat die verkörperte Gewalt, der französische sah in ihm nur verkörperte Unfähigkeit, den wirtschaftlichen Problemen beizukommen. In diesem Sinne könnte man ihn nach modernem Sprachgebrauch eher einen liberalen als einen anarchischen Sozialisten nennen. Mit dem Liberalismus verbindet Proudhon auch seinen Respekt vor der freien Konkurrenz und seine Abneigung gegen Streiks und gewerkschaftliche Arbeiterkoalitionen. Indem Marx Proudhon gegenüber die Notwendigkeit des politischen und des gewerkschaftlichen Kampfes vertritt, erwies er sich als der Realpolitiker des Sozialismus.

In seinem „Système des Contradictions économiques“ deklamiert Proudhon ganz im Sinne der liberalen Bourgeoisie von ehemals: „Der Streik der Arbeiter ist illegal, und es ist nicht nur das Strafgesetzbuch, welches das verbietet, sondern auch das ökonomische System, die Notwendigkeit der bestehenden Ordnung... Daß jeder Arbeiter freie Verfügung über seine Person und seinen Arm hat, kann gebildet werden; aber daß die Arbeiter mittels Koalitionen dem Monopol Gewalt anzutun sich anmaßen, kann die Gesellschaft nicht zugeben.“

Marx führt dagegen im „Ursprung der Philosophie“ mit herzerfrischender Deutlichkeit aus: „In England sind die Koalitionen durch eine Parlamentsakte autorisiert, und es war das ökonomische System, welches das Parlament gezwungen hat, diese Autorisation von Gesetzes wegen zu erteilen. Als im Jahre 1825 das Parlament unter dem Minister Huskisson die Gesetzgebung abändern mußte, um sie mehr und mehr mit einem aus der freien Konkurrenz hervorgegangenen Zustand der Dinge in Einklang zu setzen, mußte es notwendig alle Gesetze abschaffen, welche die Koalitionen der Arbeiter verboten. Je mehr die moderne Industrie und die Konkurrenz sich entwickeln, desto mehr Elemente leben auf, welche die Koalitionen herbormen und fördern; sobald die Koalitionen eine ökonomische Tatsache sind, von Tag zu Tag an Bestand gewinnend, kann es nicht lange dauern, bis sie auch eine gesetzliche Tatsache werden.“ So sieht Marx in dem Streikverbot des französischen Strafgesetzes nur einen Ausdruck der wirtschaftlichen Rückständigkeit. Die Dekonomie (d. h. die Liberalen) und die Sozialisten (nämlich die vor Marx) seien sich darin einig, die Koalitionen zu verurteilen.

„Die Sozialisten sagen zu den Arbeitern, isoliert euch nicht, denn was werdet ihr schließlich dabei gewinnen? Eine Lohnsteigerung? Die Dekonomie werden euch bis zur Evidenz beweisen, daß auf den Gehirnen von wenigen Pfennigen, den ihr gütigensfalls dabei für eine kurze Zeit erzielen könnt, ein dauernder Rückschlag folgen wird. Geschichte Redner werden euch beweisen, daß ihr Jahre braucht, um mittels der Lohnhöhung nur die Kosten herauszuschlagen, die ihr zur Organisation und Erhaltung der Koalitionen ausgeben müßt. Wir, in unserer Eigenschaft als Sozialisten sagen euch, daß, abgesehen von dieser Geldfrage, ihr darum nicht minder stets die Arbeiter sein werdet, wie die Meister stets Meister bleiben, nach wie vor. Darum keine Koalitionen, keine Politik; denn sich koalieren, heißt das nicht Politik treiben? ... Die Sozialisten wollen, daß sie (die Arbeiter) die alte Gesellschaft beiseite lassen, um desto besser in die neue Gesellschaft eintreten zu können, die sie ihnen mit sozialer Vorzorge ausgearbeitet haben.“

Diese Theorie der „gewerkschaftlichen Eshyphusarbeit“ — um ein Schlagwort der späteren Zeit zu gebrauchen — setzt Marx die Sprache der Tatsachen entgegen. Er verweist auf das Aufblühen der englischen Gewerkschaften und ihre intensive Tätigkeit. „Diese Streiks, Koalitionen und Trades Unions traten ins Leben gleichzeitig mit den politischen Kämpfen der Arbeiter, die gegenwärtig unter dem Namen Chartisten eine große politische Partei bilden.“ Auch die Unternehmer vereinigten sich zur Repression, wodurch sie die Aufrechterhaltung der Organisation der Arbeiter doppelt notwendig machen. „Einmal auf diesem Punkte angelangt, nimmt die Koalition einen politischen Charakter an.“ „Der Kampf von Klasse gegen Klasse ist ein politischer Kampf.“

So erscheint seinem klaren Geiste dasjenige, was die anarchischen, politisierenden Sozialisten an den Anfang der Bewegung setzen wollen, als ein letztes Ziel: „Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der bürgerlichen Gesellschaft eine Assoziation setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz ausschließt, und es wird keine eigentliche politische Gewalt mehr geben, weil gerade die politische Gewalt der offizielle Ausdruck des Klassenkampfes innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ist.“

Damit schließt Marxens Auseinandersetzung mit Proudhon, indem sie alles in die richtige Reihenfolge rückt. Erst die Koalition, der politische Kampf — Gewerkschaft und Partei — Wirtschaftskampf mit dem Unternehmertum innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft, politischer Kampf mit den herrschenden Klassen auf dem Boden des bestehenden Klassenstaates, dann Sieg des Proletariats und dann „im Laufe der Entwicklung“ Umwandlung des Rechts- und Herrschaftsstaates in einen wirtschaftlichen Verwaltungsapparat, der „keine eigentliche politische Gewalt mehr ist“.

Marx versucht also weder den Staat philosophisch (und natürlich nur in der Theorie) in die Luft zu sprengen, wie Stirner, er versucht ihn auch nicht durch ökonomische Umgehungsmanöver in den Rücken zu kommen wie Proudhon, er erkennt ihn als das schwierige Gelände, auf dem die Arbeiter-

klasse ihren Kampf um eine bessere Zukunft, den gewerkschaftlichen und den ihm folgenden politischen Kampf, auszufechten hat. Nur von fernher leuchtet wegweisend das letzte Ziel eines politisch gewaltlosen Zustandes. Bis man aber „im Laufe der Entwicklung“ dahin kommen wird, kann man die alte Gesellschaft nicht beiseite lassen: zu ihr aber gehört der Staat und der politische Kampf im Staate.

Proudhon und seine deutschen Schüler sind die theoretische Verkörperung der politischen Unfähigkeit. Sie erwarten alles von der wirtschaftlichen Entwicklung, die für sie freilich kein notwendiger Prozeß ist, wie für Marx, sondern ein durch außerstaatliche Vermunft beeinflussbarer Vorgang. Darum waren Arbeiterorganisationen, Parteien, Parlamente, Wahlrechtskämpfe für sie außer Betracht bleibende Größen. Die Auseinandersetzung zwischen ihnen und Marx dauerte von 1842 bis 1847. Sie wurde erledigt durch die Revolution von 1848. Auf den Barricaden schufen die Arbeiter in Paris die Republik, in Berlin und Frankfurt a. M. die ersten Parlamente des allgemeinen Wahlrechts.

Vierzig Grad Staatsfieber.

Von Erich Kuttner.

Es ist zuweilen gut, wenn der Politiker auch über andere Dinge als nur Politik liest, und ich persönlich empfinde noch jetzt Befriedigung darüber, daß ich auf einer siebenstündigen Reise von Berlin nach Weipzig (mit den drei obligaten Stunden Zugverspätung) eines der lehrreichen Bändchen der Kosmos-Bücherei zur Hand hatte.

„Der sieghafte Zellenstaat“ lautet der Titel. Der gesamte menschliche Organismus war dargestellt als ein ungeheures kommunistisches Gemeinwesen von Milliarden Einzelzellen. Jede der unzähligen Zellen, aus denen unser Körper besteht, ist sozusagen ein Lebewesen für sich, aber jede lebt nur in dem Ganzen und für das Ganze. Jede hat ihre bestimmte Funktion — und diese Funktionen sind von ungeheurer Mannigfaltigkeit. Ueber dem Ganzen aber waltet ein alles regelnder und versorgender Gemeinwille, dessen Tätigkeit uns selber in den seltensten Fällen zum Bewußtsein kommt. Eine kommunistische Wunderwelt tut sich auf: Der Blutstrom versorgt jedes einzelne Zellenwesen mit der ihm zukommenden Nahrung. Dort wird eingeriffen, hier neu aufgebaut, alles mit der äußersten Zweckmäßigkeit und Austerität; die Verdauungszellen nehmen chemische Operationen vor, denen gegenüber der gelehrteste Chemieprofessor als Stümper dasteht, die Bewegungszellen lösen physikalische Aufgaben, an deren Lösung ein Heer von Ingenieuren verzweifeln würde. Der menschliche Körper enthält sich als eine kommunistische Idealwelt, deren Milliarden Bürger nur für den Staat leben, und wiederum all ihr Leben vom Staate erhalten. Aus beiden zusammen ergibt sich die höchste Zweckmäßigkeit und höchste Leistungsfähigkeit des Ganzen.

Dann kam ein Kapitel, das sozusagen „aktuell“ war. Es handelte vom Krieg des Zellenstaates. Selbst diese so friedfertige und zweckmäßige kommunistische Gemeinschaft ist genötigt, sich gegen Feinde zu verteidigen, deren schlimmste und tödlichste die Millionenheere der Bazillen sind. Durch irgend eine Wunde oder Öffnung dringen sie ein — und nun ist der Kampf auf Leben und Tod da. Der Zellenstaat steht auf dem Boden der Landesverteidigung, und daran ändert nichts, ob dieses Zellenorganismus nach außen hin einen wilden Löwen oder ein friedliches Schaf darstellt. Ja, der Zellenstaat besitzt gegen Bazillenheere seinerseits eine ausgebildete Armee: die weichen Blutkörperchen, die sich den eindringenden Bazillen entgegenwerfen, sie umfassen und töten.

Wenn aber dieser Kampfkampf zwischen den Heeren der Bazillen und der weichen Blutkörperchen entbrennt, so wird der gesamte Organismus davon in Mitleidenschaft gezogen. Der ihn beherrschende Gemeinwille stellt jetzt alles ein auf die über allen anderen Interessen stehende Landesverteidigung. Dabei nimmt er auf unseren persönlichen, bewußten aber sehr unvernünftigen „Willen“ keine Rücksicht. Wir nennen das Krankheit.

Zunächst heizt der den Organismus beherrschende Gemeinwille den Körper gehörig warm, weil die erhöhte Temperatur den eingedrungenen Bakterien schädlich ist. Wir nennen das Fieber. Dem Menschen ist das Fieber sehr unangenehm, er wäre es gerne los, aber sein vernünftiger Organismus handelt weise, indem er tüchtig weiter feuert.

Der unvernünftige Mensch möchte sich Bewegung machen, aber der weise Wille des Organismus läßt die Glieder des Fiebernden durch Müdigkeit, denn jedes Umherlaufen wäre Kraftvergeudung, wo alle Kraft und Energie zur Bekämpfung der feindlichen Heere gebraucht wird. Der unvernünftige Mensch will ledere Speisen essen, aber der weise Wille des Organismus schlägt den Fieberkranken mit Appetitlosigkeit. Essen ist sonst sehr gut, aber die Verdauung erfordert großen Energieaufwand und alle Energie ist jetzt dringender vonnöten, um weiche Blutkörperchen und erhöhte Temperatur zu erzeugen. Trotzdem wird die Ernährung der einzelnen Zellen nicht gänzlich eingestellt, aber bei geringer Nahrungszufuhr findet eine besondere Verteilung statt, die einzelnen erhalten weniger, aber nicht gleichmäßig; die entscheidenden Zellen erhalten am wenigsten; die „Schwarzarbeiter“ dagegen bekommen Zulage.

Das stand nicht alles mit ganz diesen Worten in dem Buch, aber ich las es mit solchen Gedanken; denn immer

deutlicher drängte sich mir ein Gedanke auf, der sich schließlich in dem halb erkannten Ausruf entlud: „Wir selber leben ja jetzt bei 40 Grad Staatsfieber!“

In der Tat, soweit unser Staatswesen in diesem Kriege versucht, sozialistisch, d. h. nach einheitlichem Plane fürs Ganze zu handeln, zeigen sich die auffälligsten Parallelen mit dem kämpfenden Organismus. Wir haben unsere allerdings nicht weissen, sondern feldgrauen Streiter an der Grenze aufgestellt, dort wo die feindlichen Bazillenheere mit Einfall drohen. Alle andern Lebenszwecke sind dem Verteidigungszweck untergeordnet. Wenn ich nun jetzt schon sieben Stunden an der Tour fahre, die früher 2 1/2 Stunden dauerte, so ist das eine Art Fieberfieber des Staatsverkehrs. Alle Verkehrsmittel sind aufs äußerste für den Seeres transport in Anspruch genommen und wir müssen uns wie der Fiebernde hübsch ruhig verhalten und überflüssige Bewegungen lassen.

Und hat nicht auch unser Ernährungsproblem die größte Ähnlichkeit mit der beschränkten Nahrungsaufnahme des Kranken? Wir könnten trotz der abgeordneten Zufuhr noch sehr viel reichlicher leben, als wir es tun, wenn wir alle unsere Kräfte allein der Nahrungserzeugung zuwenden. Auch der von Bazillen angegriffene Körper könnte an sich wohl soviel Nahrung verdauen wie früher in gesundem Zustand; aber dann würden die zur Verdauung herangezogenen Kräfte im Kampfe gegen den äußeren Teil scheitern. Deshalb erlegt sich der Organismus eine Ernährungsbeschränkung auf, um alles gegen den am meisten drohenden Feind mobil zu machen. Und wir tun genau das gleiche, wenn wir z. B. den erzeugten hochwertigen Stickstoff in Pulver und Munition verwandeln und nur einen kleinen Teil auf die Acker zur Düngung tragen, wenn wir Millionen zur Feldbestellung nötige Arbeitskräfte, Pferde und Fahrzeuge dem Heere einberufen. Aber es muß sein, es ergeht uns genau wie dem Organismus im Kampf gegen die Bazillen: zuerst heisst es, leben und sich der nächsten, dringenden Gefahr erwehren, wenn auch darüber das zu kurz kommt, was in normalem Zustand als das wichtigste gegolten hat. Der Lebenswille des Organismus gebietet ihm, sich zu behaupten, wenn auch noch so dürftig, noch so eingeschränkt.

Aber ist nicht der ganze Vergleich zwischen Organismus und Staat nur Spielerei ohne praktische Bedeutung? Nicht so ganz. Denken wir daran, daß die sozialistische Wirtschaftsweise jetzt von ihren Gegnern auf das heftigste angegriffen wird, immer mit Hinweis auf die heutigen Kriegszustände. Unter dem Druck der jetzigen Kriegsnote hat der moderne Staat zum erstenmal versucht, sich nach dem Muster des Zellenstaates sozialistisch zu organisieren, wenn auch teilweise der Versuch in ganz ungenügenden Anfängen stecken geblieben ist. Aber es war doch wenigstens das Bestreben vorhanden, die vorhandenen Kräfte dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit für das Ganze zu organisieren, und deshalb sind die gewonnenen Erfahrungen von der äußersten Bedeutung.

Nun sagen die Gegner: „Der Versuch ist mißglückt. In den heutigen Kriegszuständen habt ihr ein Bild des Sozialismus. Er kann euch nicht mal ordentlich ernähren, er schafft nicht mal einen Verkehr wie früher, er erzeugt Stodung und Rückgang überall.“ Doch unser Vergleich gibt die klare Antwort: Den Sozialismus nach den jetzigen Zuständen abzuurteilen zu wollen, wäre gleich verfehlt, als würde jemand die Zweckmäßigkeit des menschlichen Organismus mit dem Hinweis auf die Erscheinungen an einem Fieberkranken belegen. Die Bekämpfer des Kriegsozialismus begehen dieselbe Ungerechtigkeit, gegen die einst ein Grillparzer den großen Napoleon verteidigte, als er dem Verstorbenen im Jahre 1821 die Worte nachrief:

Das Fieber warst du einer kranken Zeit,
Bestimmt vielleicht, des Uebels eig zu heben,
So kammtest du durchs aufgeregte Leben;
Doch wie des Krankenlagers Angstlichkeit
Dem Fieber pflegt der Krankheit schuld zu geben,
Scheinst du der Feind allein auch aller Ruh',
Und trugst die Schuld, die früher war als du.

Der niemals andere Menschen gesehen hat als Fieberkranken, der würde freilich über den menschlichen Organismus ein seltsames Urteil erhalten. Er müßte den Kopf schütteln über diesen kranken Organismus, der seinen Träger unterernährt, der ihm nicht die Kraft gibt, zu gehen und zu stehen; der ihn mit Mütigkeit und Trübung der Sinne schlägt, und würde schließlich die Natur für stümperhaft erklären.

In dieser seltsamen Rolle befinden sich aber tatsächlich die Gegner des Sozialismus, die ihn auf Grund der Kriegsercheinungen ablehnen. Ihnen muß immer wieder zugerufen werden: Wir haben zurzeit 40 Grad Staatsfieber! Der Sozialismus des gesunden Staatskörpers unterscheidet sich von dem des angegriffenen genauso wie der Organismus des gesunden Menschen von dem des Fieberkranken.

Der den Organismus des gesunden Menschen nicht begriffen hat, dem wird es ewig ein Rätsel bleiben, warum im Kampf gegen die eingedrungenen Heere der Krankheitsbazillen der Organismus gewisse Teile seiner selbst schwächt, seine Glieder lähmt, seine Nahrungsaufnahme beschränkt. Die tiefere Forscherkenntnis aber sieht gerade hierin ein Walten tieferer Zweckmäßigkeit. Und so ist auch im Kriegsozialismus vieles von innerer Zweckmäßigkeit diktiert, was der oberflächliche Beschauer agitatorisch gegen ihn ausbeuten zu können meint.

Wie aber kein vernünftiger Mensch behauptet, daß es zum Wesen des menschlichen Organismus gehöre, sich unterzuernähren und seine Bewegungskraft zu lähmen, weil dies zeitweilig während eines Fieberzustandes geschieht, so kann auch kein gerecht und offen Urteilender meinen, daß zum Wesen des Friedenssozialismus gehöre, was wir als Begleiterscheinungen des Kriegsozialismus erleben zu einer Zeit, in der der Sozialismus durch die äußere Gefahr von der Erfüllung seiner sonst notwendigen Aufgaben abgelenkt ist. Der Sozialismus des Friedens wird wie der lebende Organismus im Normalzustand ein Gebilde der höchsten Zweckmäßigkeit sein.

Max Klinger.

Zu seinem sechzigsten Geburtstag.

Von Dr. Paul Landau.

Der Deutsche verwehnt mit seiner scharfen Kritik und Wahrheitsliebe seine Künstler nicht. So war denn auch im letzten Jahrzehnt eine gewisse Unterdrückung Klingers in manchen Kreisen verbreitet, die heute nur beschämend wirken kann. Der Windmühlentritt gegen die Kunst Bödlners, unternommen mit den einseitigen Waffen des Impressionismus, hatte auch gegen Klingers Werke angeknüpft und so manchen Künstler mit allerlei Schlagsworten verblendet, von der „leeren Gedankenkunst“, der „stofflichen Gekundtheit“ dieses Meisters. Jetzt ist die Luft frei für eine unbefangene Verehrung dieser genialen Natur, die in der deutschen Kunst die Linie der großen Weltanschauungsgestalten von Cornelius über Reichel zu Bödlners fortsetzt und Kräfte germanischer Formgeistes entbunden hat, die seit Albrecht Dürer nicht so frei und gewaltig ans Licht getreten waren. Dieser neuen Wertung kommt Klinger, der lange abseits gestanden und mit keinem großen Werke die Welt beschenkt hatte, entgegen, indem er beim Eintritt in das siebente Jahrzehnt seines Lebens einen

neuen Julius von 46 Radierungen „Das Zeit“ herausgibt. Er, der den Proben der Plastik mit der ihm eigenen Behingungslosigkeit der Vertiefung nachgegangen war, kehrt hier zurück zu jenen unergreiflichen Wüsten, in denen seit Dürers Apokalypse und Holbeins Toliananz zum erstenmal wieder ein deutscher Künstler die ganze bewundernde Fülle eines menschlichen Traumlebens zum lebensschöpferischen Schönheitsbekenntnis gestaltet hatte. Wiederrum sind die Visionen dieses aus sinnlicher Anschauung schöpferischen Denkers zu einem hinreichend bunten Spiel von Rhythmen und Vielheit, von Götterlust und Menschenleid, von Männerkraft und Frauenfüße vereinigt. Im Hinblick dieser innerlichen Vielgestaltigkeit von Formen und Massen gedenken wir aller jener tiefinnigen Gestaltungen, durch die der junge Klinger die Generation in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts im Innersten anwühlte.

Der Impressionismus, der vom Künstler eine restlose Bewältigung der Natur verlangte, konnte einem Meister nicht gerecht werden, der wie Klinger die Gesetze seines Schaffens ganz der inneren Notwendigkeit und dem seelischen Erleben entnahm. Wie das Besondere in aller deutschen Kunst ist auch sein Stil der des Gottferts, sein ruhiges harmonisches Auswirken harter Kräfte, sondern die gewalttätige Entladung dunkler Triebe, unbewußter Stimmungen, die schwer zum Licht dringen. So sehr der Leipziger Meister sich nach antiker Härtelehre fühlte, das Land der Griechen mit der Seele suchte und um seine Fortankrengung ringt, so ist sein Werk doch aus dem Geiste der Kunst geboren und von seinem „Opus II“, das er Schumann widmete, bis zur „Phantasie“ und dem „Geckhofen“ von der reichen Melodie der schönsten deutschen Musik ansetzt. Aus dem Unterbewußten des Tons tauchen seine Bilder heraus und stellen jenem überflüssigen Eigenschaftsgehalt zu, der im reinen Ausdruck des Gefühls ruht. So dringt Klinger im Wagnerischen Sinne zum Gesamtkunstwerk vor, wenn er in der „Phantasie“ die weiche Gestaltung, musikalische Komposition und Bild zur Einheit verschmilzt, wenn er in der von ihm gezeichneten „Geißelkunst“ für die Zeichnung die volle Freiheit der philosophierenden, und erzählenden Phantasie fordert, wenn er seine großen Gemälde mit plastischen Rahmen vollendet, läßt über das Nüchternhafte in das Körperliche hineinzuwirken, wenn er seiner Plastik die bunte Stille der Farbe verleiht. Alle schmerzigen Gedanken des Valers oder Bildhauers gegen ein Ueberfahren der Grenzen seiner Kunst sind ihm fremd, denn er fühlt sich nie als Spezialist, sondern stets als allseitiger Schöpfer, dem es nur auf den reinsten Ausdruck seines inneren Lebens ankommt. So ist Klinger Expressionist im Sinne innerer Jungheit, ein Darsteller des Traumes und des Märchens, des Grotesken und Geisteshaften, des Uebernatürlichen und Uebernatürlichen. Die Technik ist ihm nur Mittel zum Zweck, um das nie Gesehene, das von keinem andern Empfundene in reiner Form aus sich herauszuschleudern. Alle Bedenken, die gegen seine Technik erhoben wurden, gegen die wunderliche Mischung der Stile, die verschiedenen Methoden in seinen Radierungen, gegen seine Verzerrungen usw., sie gehen am Wesentlichen vorbei, beachten nicht das Wichtigste, das aus dem Riefenworte Klingers leuchtet: die Macht einer großen, sich rücksichtslos ausdrückenden Persönlichkeit.

Einen deutschen Expressionisten — so könnte man Klinger nennen, diesen mit den höchsten Dingen des Lebens ringenden Meisters, der stets den allgemeinen Weg vermieden hat und auf steilen Pfaden zur Höhe emporstieg. Seine Entwicklung verläuft nicht im gleichmäßigen Wachsen und Sicherhalten, sondern in jähen Sprüngen und Abirungen, im nimmermüden Versuchen und Erprobem. So reich die Ausprägungen sind, die er von überall her entnimmt, sie dienen doch nur dazu, das Eigene in ihm zu stärken und hervorzuheben. Der jugendliche Haderkampf seines Könnens, der Reichtum der inneren Welt, die sich in einer ständigen Arbeit bekämpft, die bald realistisch, bald mystisch orientiert ist. Da steht am Anfang neben den traumhaften „Rabieren Skizzen“ und den übermäßig genialen „Rettungen Odibischer Opfer“ die erstaunliche Impression der „Paraphrase über den Fund eines Hansjans“, ein Einfall, in der gräßlichen Leichtigkeit an eine Novelle Geyles, in der barocken Phantasiegröße an Gottfried Keller gemahnend. Neben der

Von des Menschen Einsamkeit.

Von Karl Röttger.

Dies sind zwei kleine Geschichten von der Einsamkeit des Menschen. Die erste von der Kraft des Bösen. Die zweite vom Geheimnis der Liebe.

Der Mann lebte in Halle oder Leipzig. Ich weiß nicht recht mehr. Jergendwo in einer Mittelstadt.

Er kam jede Woche ein paarmal abends ins Restaurant an den Stammtisch. Sie kannten ihn alle, der Richter und der Oberlehrer und der Kaufmann. Er war gutmütig und rücksichtsvoll; nur manchmal war ein skaberer Zug um seinen Mund, der aus dunklem Hart schien, manchmal waren seine Augen wie erloschen.

Was sein Gewerbe war, wußte niemand. Er galt nur als Kaufmann, machte manchmal Reisen und war wohlhabend. Vielleicht reich. Aber Sichereres wußte man nicht. Man nannte ihn Kaufmann. Er hatte vielleicht Agenturen oder sonstwas. . . Er fandte Dinge über See und machte Geschäfte in Homburg, Mitterbach, Antwerpen und Bremen. So lebte er länger als ein Jahrzehnt. In einer Mittelstadt mit Kleinstadtdürre, gefahnt und geschadet von vielen.

Man las am Stammtisch auch manchmal die Zeitung. Und da konnte es sein, daß alle Jahr oder öfter der Verlust eines Schiffes im Nachrichten- und auch im Dankblatt gemeldet wurde. Und daß man darüber sprach, daß doch das Meer noch immer etwas sehr Unsicheres sei, von wegen der Stürme und Explosionsgefahr. Und der Mann sah dabei und lächelte bescheiden. Und meinte: Ja, es werde wohl immer eine Gefahr dabei bleiben, nämlich bei Seefahrten. Und ging heim, nachdem er eine Flasche Wein getrunken hatte, zu Weib und Kind und schlief die Nacht gut und ging am andern Morgen an seine Geschäfte. Wartete auch von der holländischen Versicherungsgesellschaft die Nachricht ab, und das Geld für das verlorene Gut, das er aufgegeben hatte nach Amerika, und das mit dem Dampfer verloren gegangen war. Und empfing dann den Betrag und brachte ihn auf die Kasse.

Und wußte niemand, weder seine Frau noch sonst jemand, daß er keine Güter aufgab, sondern Söldenmachern, Waren in Sprengstoff verpackt, die auf hoher See die Schiffe unschuldlos vernichteten. Schiffe und Menschen.

Wer war der Mensch? — Jenseits der uns umgebenden Welt, die wir sehen, fängt etwas an. — Was denn? Eine Weite, einsam, fern überjungen vom Wind, der aus dem Namenlosen kommt. Eine Wüste in fastem Licht einer dunkelsten Nacht. . . Ueber dies floche Feld kommen sie alle und treten auf die Bühne des Lebens und agieren und verschwinden. . . Auch dieser verschwand, geräuschlos, wie er gewirkt hatte, indem er sich im verschlossenen dunklen Zimmer erschöpfte, nachdem eine Stille, hochverschützt, beim Verlassen im Hofen vorzeitig hinfiel und explodierte und Hunderte von Menschen tötete.

Aber der Mann hatte auch seine Stunde gehabt. — Einmal, als der Stammtisch leer blieb am Abend. Als nur der Richter da war und vor sich hindrätzte. Da hatte es ihn gestört, den Mund aufzu-

tun und einiges zu — sagen. Etwas zu offenbaren! Zu offenbaren! Nicht so, daß man ihn fassle. Aber doch immerhin etwas zu offenbaren. . . Denn den Menschen allen tut die Einsamkeit weh; wenn niemand ist, der da erkennt, was sie sind und tun. Und so hatte er begonnen, ein paar Worte zu sprechen zu dem müd lauschenden Richter. Und war dann doch ganz plötzlich verstummt.

Und dies ist die Geschichte von dem Geheimnis der Liebe. Es war ein Mann, der hieß Knud, und wohnte hoch oben im Norden auf einem Hof ganz allein. Und hatte ein Weib und Kinder. Und Aneche und Rögde. Es war ein Mann noch in der Kraft seiner Jahre, und sein Weib war noch immer schön, wie einst, da er um sie getreut hatte — ihrem Vater und ihren Brüdern zum Trost.

Und eines Morgens ritt der Mann fort auf einem hohen schwarzen Pferd. Und es war zur Zeit des ersten Grüns und der Kirschblüte, im frischen Frühling. Und er sprach zu seinem Weibe mit Lächeln, ich reite ein Elbersee zum Arne und werde in drei Tagen wieder da sein.

Er ritt an den Weiden vorbei, durch die Wirtshäuser und an den hellen Wäldern vorbei mit dem ersten zarten Grün. Er sah alles an und freute sich; sein Herz war froh des Frühlings und sein Gesicht lachte in die Sonne. Und kam auf den Nachmittags an einen See und rittete da und sah auf einem Stein und auf dem Mitgebrachten. Indem er so traumverloren sah, kam ein Mädchen des Weges geritten auf einem Schimmel und ritt zwischen ihm und dem Wasser langsam vorbei. Da wieherten die zwei Pferde, eins nach dem andern, und das Mädchen sah eine Weile mit ihren Augen her und dann wieder gerade aus. Und er sah, sie hatte langes, blondes Haar und tief-liegende Augen. Und er sah sie grüßen konnte, sah sie wieder gerade aus und ritt schon dahin.

Er aber sah wieder vor sich wie träumend. Er dachte in seinem Sinn, ich kenne die einsamen Höfe hier herum, ich habe aber dies Mädchen nie gesehen.

Er sah zu Ende, packte ein und stieg dann auf. . . Und ritt den Weg, den sie genommen hatte. Und traf sie nach einigen Stunden auf einer Weide, da eine Herde Kühen ging. Die waren alle weiß und nur drei davon waren farb. Und ein Wirtshaus stand vor der Abendsonne. Da hielt er sein Pferd an und sah auf sie nieder.

Er sprach und grüßte ihm Pferd: Wir haben uns schon. Und sie nickte zu ihm herauf und streichelte den Schimmel, der neben ihr stand: Ja, doch. Ja.

Er sprach weiter: Ich bin auf der Reize zum Herrn Arne und bin ein wenig verirrt.

Sie lachte ihn an. Arne von Böckum, sprach er.

„Ich weiß, lachte sie. — Am andern Zipfel des Sees ist es. Aber Ihr werdet erst in der Nacht da sein.“

Er sah und schaute groß und ernst aus seinem dunklen Bart; derweilen sein Pferd ungeduldig mit den Ohren trat.

Er sprach: Es mag wohl nicht gut reisen sein in der heißen Frühlingssnacht — ich dachte mir, daß Eure Hof nicht allzu ferne sein möchte. . .

Ich komme nicht heute, sprach sie. Ich werde in der Stille über Nacht sein.

Er laute die Stille und sah vor sich hin. Und dann wieder zu ihr nieder. Und ihre Wäde fühlte einander. Dann lachte sie und sprach: Was also kann ich dabei tun? — Da reiste er seinen Kopf hoch, sprang vom Pferd, ließ die Zügel fahren und stand vor ihr.

Ruh? fragte sie trocken. Ich bleibe noch ein wenig hier, sprach er.

Frägt Ihr mich darum? Da sah er sie an; und nach einer Weile sagte er kurz: Nein!

Darauf wandte sie sich und lehnte an den Stamm der Weide. So ging er ihr nach, lehnte sich daran. Es ist schon hier; die Wirtshäuser duften im Abend und die Sonne ist rot überm Wasser.

Sie schweig. Aber während er gerade traumend hinsah, schielte sie zu ihm her. Er aber fühlte es und war auf einmal bei ihr und nahm ihre Hand und darauf kurz sie selbst, ihr Gesicht und danach ihre Schultern in seine Hände und sprach: Wer bist du?

Ja, sagte sie leise.

Es war aber nicht mehr viel zu reden danach, denn sie wußten schon alles. Da ist rings die Welt und hier sind wir zwei, sprach der Mann, und das Mädchen nickte.

Dann, als sie schon vor der Holzstube saßen, aneinander und umschlungen, sprach der Mann: Aber die Antwort weiß ich noch nicht, wer du bist. Du sagst, daß du Juge heißt, und ich habe die gefogt, daß ich Knud bin, der da drüben auf dem Hof wohnt. Aber das besagt nichts. Wer sind wir zwei, daß wir uns hier finden; und was an den Händen und in den Armen hängen? Und sie wußte es nicht, so wenig wie er. Nur daß sie wußte, daß etwas zwischen ihnen sei, und daß es sie beide fessle.

Am andern Morgen, als sie vor die morgenfrühe Sonne trafen, sprach der Mann: Ich habe die Nacht von Weib und Kind geträumt; sie wußten mich jetzt beim Arne und werden mich morgen Abend spät zurückwarten. Aber ich werde nicht kommen. Das Mädchen schweig. — Dann sprach er: Mein Geheimnis ist gebrochen auf dem Hof und mein Bruder geht jagen. Aber sie werden mich auch vergeblich erwarten. Güte dich vor meinem Bruder, er ist jähornig und wild.

Der Mann lachte: Er mag kommen! — Aber danach vergahen sie bald all dessen, der Mann des Heimathofes und der Seinen, und das Mädchen der Eltern. Und es geschah so, wie sie gesagt hatten, und letzte feins von ihnen heim; um der Liebe willen, mit der sie aneinander gefesselt waren und die gekommen war wie etwas Schnelles und Festiges, wie ein Blitzschlag und ein plötzliches Licht. Und es konnte geschehen, daß in ganz einsamen Stunden der Mann der Seinen dachte und daß er fand, er habe sein Weib sehr geliebt und liebe es wohl noch — und daß sein Weib gut sei und wohl immer noch den Hof versehen würde und auf seine Kühe wäre.

Und das Mädchen gedachte ebenso der Eltern. Aber heim ging feins von ihnen. . . Und lebten beieinander in der Liebe — und doch auch guleht einsam, wie alle Menschen. Und fanden nach Jahren manchmal in der Abendsonne schwärmig beieinander, wenn das letzte Licht auf den weißen Wirtshausen lag.

wunderbaren Dementis seiner Bilder zu „Amor und Psyche“, die Schönheit bei Walter Crane weit hinter sich läßt, steht die unerschöpfliche Gemüthsstärke in den Madonnen zum „Einsphigastus“, sieht die geistliche Reife der „Anternagel“ und die dämonische Revolutionsstimmung der „Dramen“. Der ironische Tiefstimm und die garte Grazie des Jünglings geben über in die aufwühlende Tragik des reifen Mannes. Wohl und Tod, die Symbole der Fruchtbarkeit und der Vernichtung, stehen im Mittelpunkt der großartigen Weltanschauungswelt, denen außer ähnlichen Jollen Gohas und Dauriers die moderne Kunst nichts an die Seite zu setzen hat. Die an Titers Holzschliffolgen anknüpfen und ein unvergängliches Denkmäl deutschen Wesens sind. Auf das Vorkipf „Oda und die Schlange“ folgen die naturalistische Lebensschicksale „Ein Leben“, „Eine Liebe“, und ins Romantisch-Dämonische gesteigert, vollendet diese Tragedie vom Weibe die jüngste Kata Morgana „Das Zell“. Die beiden Jollen „Gott Tode“ weiten das Einzelgeschick zur Menschheitstragik, die indische Vergänglichkeitswelt im Aufstieg zur Götterwelt des Schönen überwindend, und geläutert im Geiste der Kunst strömen all diese Töne zusammen in der großen Symphonie des Brahms-Werkes, das über die Welt des Wiener Komponisten in Beethovens allumfassendes Schaffen hinausgreift.

In einer parallel gehenden Entwicklung reißt der Maler heran. Die schwere Nothigkeit seines Lehrers Gussow, der in seinem Erstlingswerk, dem „Spaziergänger“ von 1877, bereits Keimzelle des Kunst hinzugefügt ist, muß Freilichtexperimenten weichen, die in der „Blauen Stunde“, den Frauenakt in Dämmerlicht der Abendstunde am Meer, einen gewissen Erfolg finden. Aber Farbe, Luft und Sonne sind Klinger nie Selbstzweck, sondern er verwendet sie nur zu den großen Monumental-Kompositionen, die in ihrer eigenwilligen Gedankenweise so viel Aufsehen und Bewunderung erregten. Heute sind Bilder, wie das herbe „Urteil des Paris“, die leidenschaftliche „Pietà“, längst als klassische Werke anerkannt. Den ganzen Umfang bildnerischer Gestaltung, den Reichtum der geistigen Werte, die in seiner „Arcadengang“, in dem geschichtlichen Panorama des „Christus im Olymp“ liegen, wird freilich erst eine spätere Zeit ausschöpfen können. Und ähnlich liegt es bei den plastischen Gebilden, zu denen Klinger allmählich kam. Sein bildhauerischer Trieb ist die Sehnsucht des Denkers nach der schönen Körperlichkeit. Aber die ethische Sinnhaftigkeit eines Modus, der er nachstrebte, war ihm verfehlt. So sind denn nicht seine Tänzerinnen und Badenden, nicht die Affiguren seines „Drama“ die Hauptwerke seiner Plastik, mögen sie auch noch so vollständige Beweise für sein Können sein. Der ganze Klinger offenbart sich in seinen plastischen Studien, den Gegenpolen weiblichen Wesens in „Salome“ und „Kassandra“, in dem Götterbildnis des modernen Künstlers, wie es im „Beethoven“ gestaltet ist. Der Streit um dieses das größte Aufsehen erregende Denkmäl ist noch nicht beendet; zwischen maßloser Verherrlichung und schonungslosem Tadel schwanken die Stimmen. Aber die Größe der Klingerischen Schöpferkraft ist hier in ihrer Zweipoligkeit und Kühnheit vielleicht am stärksten offenbar geworden. Das Bild des weltenschaffenden Genies ist von ihm in einem allgemeingültigen Symbol geschaffen, während seine interessanten Künstlerbüden am dem Versuch des Porträts scheitern.

So ist Kingers ganze Kunst ein ewiges Ringen um das Ideal über die Wirklichkeit hinaus, und so ist der Künstler selbst ein Sinnbild jenes deutschen Geistes, der stets hinter dem Einzelwesen die Idee sucht, der Raum und Zeit überwindet, um in Himmel und Höllen als ein Genosse des Göttlichen zu stehen und zu streben und im strebenden Bemühen Erlösung zu finden.

Die Wiedergeburt des Bodens.

Schwülend lag es noch immer wie eine Rauchwolke über der Erde, wo unser Dorf stand. Aber auch mit viel Phantasie hätte keiner, der unsere Heimat nicht vordem kannte, sagen können, wo einst die Dorfstraße lief, wo der traute Brunnen unter den Linden plätscherte. Nur die Kirche erkannte man noch an dem sogar in der wüsten Zerstörung noch immer stattlichen Ruinenbauwerk.

Und wie der Bohrer der Menschheit, so ihr Werk! Wo waren unsere so peinlich von Steinen reingehaltenen Felder, wo das Wirbelwäldchen am Bach, und die Gemüthsgründe, die der hinteren Straße das Geleit gaben? Noch floß wie immer klar und köpflend in lauten Wellen der liebe Bach, aber der Wald an ihm war zerlegt — die Bäume geschlagen oder geknickt und zerstückelt — Schlingengräben hatten dort den Boden zerwühlt und wie Bergwerkshängen lagen große Erdhöhlen frei, gleichsam Wunden im heiligen Boden der Heimat, oder in langen Furchen über den Wald, die Wiesen und Felder hin war das Erdreich aufgedrückt und viele Meter weit alles unter Schollen und Ried begraben. Dort müssen die schrecklichsten Kämpfe gewesen sein. Und ein Stamm wie ein Gerippe weiß, mit klaffend geringelten Wunden bis hinauf, stand gespenstisch da. Und es sah aus, als habe er Arme zum Himmel, wehklagend über das Schreckliche, was er gesehen, und das auch ihm michte.

Was diese wenigen schlichten Zeilen aus dem Briefe eines nach dem ostpreussischen Ausbruch zurückgekehrten so erschütternd anschaulich malen, Kopp in diesen Jahren an Millionen Herzen allerorten: das Grauen über die unermessliche Verwüstung, welche moderne Kriegführung über den Schauplatz ihrer Taten bringt und angeht ihrer Technik sogar bringen muß. Gegen sie verblüht das Dichtermotiv vergangener Geschlechter von den von Mars gestampften Saaten zur inhaltslosen Phrase. Denn der Krieg früherer Jahrhunderte zertrat wohl reife Ernten unter dem Schritt von Moricholonnen, er legte Städte und Dörfer in Asche, verwüstete nach dem von Turanne eingeführten barbarischen Roder bewußt Obstgärten und grüne Saat, aber damit war auch seine Kraft erschöpft.

Es ist vor unserem Geschlecht steht die lange Frage, vermag denn überhaupt die Erde die ihr auf den Kriegsschauplätzen von Granaten, Sprengbomben, Minenrichtern geschlagenen Wunden noch zu heilen, ihre mandmal häusertliche Zerstörung durch Gräben und betonerte Verteidigungsbauten wieder mit Grün und Fruchtbarkeit zu überziehen, und wenn sie es kann, wie lange mag wohl dies Werk der Selbstheilung dauern? Wird nicht ein, bei den Tausende von Kilometern messenden Fronten dieses Krieges, ungeheures Stück Land in dem alten Kulturparadies Europa auf Jahrzehnte hin unbenutzbares Dedland bleiben müssen?

Wer solche Zweifel an der Heilungskraft der Natur hat, kennt die unerlöschliche Güte von Mutter Erde nicht. Wie jede Mutter, verbirgt sie nur ihre Wobläten, ihre unermüdbare, stets wachbereite Fürsorge in ein süßes Alltagswirken von solcher Schlichtheit, daß man ihrer vergißt. Auch Natur ist ein Mütterchen gleich der Geliebten, die man erst dann merkt, wenn sie uns verloren gegangen.

Die Wiedergeburt des Bodens vollzieht sich täglich und ständlich überall, auch dort wo kein Krieg hauste, mit mathematischem Gesetz und sicherster Gelassenheit. Denn die Natur ist an ständigen Krieg gewöhnt; ja ihr ewiger Kreislauf erhält sich sogar nur dadurch, daß die einen hinsinken, um zur Lebensbedingung der anderen zu werden. Ueberall wo natürlicher Boden zum Himmel blickt, ist er auch die Wolkstätt eines steten Kampfes, in dem Opfer fallen, seien es nun bloß wehende Blumen, gibendes Gras, fallende Blätter, die

unermessliche Kleinheit des niederen Getriets, das dazwischen sein Wesen treibt, oder da und dort ein fallender Baumtrieb, eine Leiche, die Menschenhand in ein Grab senkt, oder ein Tier, das seinen letzten Schlupfwinkel sucht zum stillen Sterben.

Wo kommt all das Tote, Verwesende hin, das der Boden ununterbrochen aufnimmt? Es wird von ihm zerzehrt in einem Kreislauf fast unerschöpflich tiefer Gesetze, durch die er sich ewig jung und fruchtbar erhält.

Die toten Lebensstoffe werden abgebaut, sagt dazu der Bodenkemiker, der die Reize dieser Ereignisse zuerst aus Tagelicht gezogen hat. Sie werden von einer Heerschar von Gährungsbakterien, die in der Luft nach Millionen zählt, chemisch einfacher gemacht; das Gefüge all der komplizierten Stoffe wird durch die kleinsten Spaltspitze zerrissen, zu seinem anderen Zweck als um aus ihnen einen wertvollen Stoff, die lösliche Substanz, die das Leben überhaupt zu seiner Erhaltung braucht, herauszureißen: den Stickstoff.

Die Trümmer, die durch diese Arbeit des Zerstoerens entstehen, nennt man Gälung und Verwesung. Sie sind stets schrecklich anzusehen, aber auch stets nützlich. Denn die fallenden Stoffe sind ebenso viele Keimbeete für neues Leben. Andere Spaltspitze, die man Bodenbakterien nennt, können nur durch sie leben und wieder Stickstoff gewinnen. Was sie hinterlassen, trägt nicht mehr das Gesicht des Todes. Schon sind es einfachere chemische Verbindungen, meist dunkel gefärbt und schon in geringem Gemahnen an das schöne Wort der Bibel von der Asche zu der wir alle werden. Der moderne Naturforscher könnte den Satz ergänzen: zu der letzten Endes alles wird. Die ewigen Berge stürzen langsam zusammen, das härteste Gestein wird rieselnder Sand, der Wald verwandelt sich in Verwesungsmasse und alles was in ihm lebte, wird ein Gälungstaub, es wird Humus oder es fliegt wieder hinaus mit der goldglänzenden Luft zu neuen Freuden, neuen Kämpfen irdischen Geschehens.

An diesem Punkt ringt sich aus der Zerstörung und dem Tode die schöne Dichtung des Weltenschöpfers los: das neue Leben in tausendfacher Gestalt.

Würde das Werk des Sterbens mit den Bodenbakterien enden, wäre die Welt längst schon ein großer Ackerhof. Es fliegt sich aber ein neues Glied der Kette ein, die das Tote wieder empor reiht ins Sonnenlicht, zur Schönheit, zu neuer sinnvoller Lebensarbeit.

Diesmal sind es merkwürdige kleine Pflanzen. Die einen blaugrün schimmernde winzige und bewegliche Fäden, Spaltspalten nennt man sie; die anderen imagogdgrün strahlende Nadeln, aus der großen Heerschar der Grünalgen, dazu reizend gefaltete, in blühende, kristallähnliche Schalen eingeschlossene, bewegliche, goldbraune Nadelalgen — die alle zusammen die Fähigkeit haben, aus den Verwesungsstoffen Leben und das Ausgenommenen so umgestalten zu können, daß der Boden endlich wieder jene Substanzen erhält, aus denen sich die Graswurzeln, der feinste Haarschopf des Getreides, das tiefgrundende Wurzelgeflecht der Waldbäume mit Nahrung versorgen kann. Sie alle leben durch die Mitte dieser Ereignisse und Vermittler von den Toten.

Damit sind aber die Geheimnisse der Wiedergeburt des Bodens noch lange nicht erschöpft.

Nicht nur chemisch umgewandelt müssen die ihm anvertrauten Reste unbrauchbar gewordenen Lebens werden, sondern auch zubereitet in neue Gestalt. Und das besorgen neben den schon genannten Pflanzen vor allem die zahllosen Tiere, die jeder Boden, der Ader so gut wie die Walderde, Sumpfland und Torfmoor, Biene und Heide bedrückt, Garz kleine, Unbeholfene (Wurzelspinner nennt sie die Wissenschaft), die typisch langsam umherkriechen, die kleinsten Kästchen der fallenden Körper, seien es nun Baumblätter oder Früchte, in sich aufnehmen und noch feiner zerlösen, oder seine weiche Würmerchen, lustig mit seinen Haaren in den feuchteren Bodenstellen strudelnde Räubertierchen, oder die Legion der rastlos grabenden, schaukelnden, gierig wühlenden und in allen Ritzen und Höhlungen laufenden Springschwämme, Laufendfüßler und kleinsten Käser und Spinnen — ankommen sind sie Millionen und aber Millionen, die in der ewigen Nacht schon wenige Zentimeter unter der Erdoberfläche an der Verfeinerung und gleichmäßigen Durchmischung aller Bodenbestandteile arbeiten, mechanisch wie in einem Fabrikbetrieb. Insekt kommt der Regenwurm, der sich von all den genannten nährt und mischt in seinen Gängen nochmals den ganzen Humus durcheinander, als sei er der besetzte Überwacher und letzte Bollwerk dieser ganzen wunderbar abgestuften und verwinkelten Kleinarbeit.

Durch sie wird jeder Boden schon im Kreislauf eines Sommers wieder fähig, neuem Leben in sich als Keimbeet zu dienen. War er auch noch so zerstört, durchwühlt, in seinen Eingeweiden aufgerissen, von giftigen Gasen durchdrängert, von Brand befallen, geschändet, zerstampft und niedergedrückt, am ersten Tag, da er sich überlassen bleibt, hebt sich schon das stille Werk der Heilung an: Verwesung, Stickstoffanreicherung, mechanische Durcharbeitung, Krümelung und Durchlüftung heißen die Etappen dieses großen Werkes.

Räkelnd antwortet uns Mutter Natur auf unsere lange Frage, wenn wir schuldbehaftet, mit unseren Leidenschaften an ihrem heiligen Körper frevelnd, und endlich darauf bestimmen, daß der Boden es ist, durch dessen Segen wir alle leben. Und schon während wir an ihre Sünderin, ist sie in jedem Augenblick tätig gewesen, bereizend und unverdrossen das Böse ihrer Kinder wieder in neue Güte umzuschaffen.

R. Francé.

Zwei wertvolle Bücher.

Von J. Feldner.

Wenige Tage vor der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers stand Vera v. Suttner, die viel verlassene, aber trotz aller schweren Schläge stets aufrechte Sorlampferin des Friedens. Als wenige Wochen später der europäische Krieg die Welt durchrastete, pries man sie glücklich, diese „Enttäuschung“ nicht mehr erlebt zu haben.

Eine solche Enttäuschung bedeutet aber eine verheerende Minderwertung der Lebensarbeit und Ziele dieser tapferen Frau, denn — wie wir in ihrem jetzt herausgegebenen Nachlaß erfahren — sah sie diese unheilvolle Entwicklung mit der endlichen Katastrophe schon Jahre vorher als drohendes Gespenst sich nahen.

Dr. A. Fried, ein persönlicher Freund der Verstorbenen, hat die ihm übertragene Pflicht erfüllt, den Nachlaß der Welt zugänglich zu machen. Das Werk umfaßt Randzettel von 1889—1900 und 1907—1914 zu den politischen Ereignissen dieser Zeit. In der kurzen Spanne 1900—1907 fehlen Aufzeichnungen Vera von Suttners, ohne das aber das Werk um dessen willen in seiner Bedeutung irgendwie zu verlieren drohte. Das zweibändige Werk von insgesamt über 1850 Seiten Länge, das den Titel „Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges“ trägt, erschien im Verlage von Dreß, Pöhl, Fried. Vor allem gewinnt es durch die übersichtliche Anordnung des Inhalts noch einzelnen Jahren und Kapiteln. Anherdem hat Fried durch ein ausgezeichnetes Namens- und Sachregister das Werk als vorzügliches Nachschlagewerk ausgestaltet. Gerade als solches wird es sicher eine we-

deutung erlangen können, deren man sich erst im Gedrauche bewußt werden wird. Speziell für jene Kreise, denen es als besondere Aufgabe gilt, für den Frieden zu arbeiten, nicht allein für den Frieden während des jetzigen Weltkrieges, sondern vor allem für die Schaffung und Erhaltung eines Friedenszustandes in Europa, der durch rechtliche Grundfragen die Garantie der Dauer in sich birgt. Ist doch jedes Ereignis von einigermaßen politischer Wichtigkeit in seinem Verhältnis zur Erhaltung bzw. Schaffung eines dauernden Friedens dargestellt. In Vera v. Suttners Nachlaß in dieser Hinsicht einleitend, so gereicht ihm diese Einseitigkeit zum besonderen Lobe, denn sie bedeutet eine gewollte, wertvolle Disposition gegen alle sonstigen Gesichtsansprüche, die in Zeitfolge usw. jede politische Entwicklung nur in ihrem Verhältnis zum Kriege beurteilen.

Ein Franzose war es, der Europa und der ganzen noch Frieden sehenden Welt das Buch gab: „La guerre infernale“ („Der teuflische Krieg“). Es erschien im Verlag der bekannten französischen Zeitschrift „Revue“ in Genf. Dieses erschütternde Buch beginnt mit den Worten: „Ich habe dieses Buch geschrieben zum Gedächtnis meines Kindes, das von den Menschen umgebracht wurde; und ich widme es allen meinen armen Weibern Europas.“ In dieser Stimmung eines seines Kindes beraubten Vaters schreibt Gustave Dupin in einer langen Reihe Kapitel die furchtbaren Kallagen. Nicht gegen ein Land, nicht gegen den „Feind“. In einem letzten Kapitel: „Die Zukunft“ ruft er nach einem Frieden, der den Völkern Europas ein dauernder werden kann. Nach einem Frieden, der die Nationen Europas nicht mehr trennt, sondern sie einander eintr und verbindet. Von ganz besonderem Werte sind jene Stellen, wo er mit besonderer Schärfe und ungläublichem Sarkasmus die „Verriegelbarkeit“ der Kriegführenden charakterisiert und sich gegen die Absichten der Alliierten wendet, die das deutsche Volk von ihrem Militarismus „befreien“ wollen. Von seinem Militarismus kann sich nur das deutsche Volk selbst befreien, wie Franzosen — das ist Dupins unerlebenswert tapfere Stellung — wir Franzosen haben selbst genug bei uns noch zu befreien.

Das Buch Dupins ist ebenso tapfer wie richtig in seinen Ausführungen und im vollsten Sinne des Wortes eine sozialistische Zeitschrift für den Frieden.

Das hölzerne Bein.

Mit einem Säub neuer Fahrgäste waren sie auf der letzten Haltestelle der Getreidischen zu mir in den Wagen hineingekommen und hatten schräg gegenüber von mir Platz genommen.

Es war ein recht ungleiches junges Paar in einfacher Kleidung.

Das höhere junge Mädchen war groß und edig, und ihr langgezogenes Gesicht mit dem grauen schmutzigen Teint sah so alt aus und war von solcher Reizlosigkeit, daß der Blick unwillkürlich, wie an allem Außergewöhnlichen, daran haften blieb.

Es war gar nicht zu verstehen, wie sich zu so viel Nützlichkeit der hübsche, junge Mann gefunden hatte, der sich dicht an sie geschniegelt hielt.

Sein schüchternes rundes Gesicht mit den munteren Augen und dem festen Schnurrbärtchen schaute lebhaft umher, und liebevolle Blicke tauchte er mit seiner Begleiterin, die ihn fast um Kopfeshöhe überragte.

Färtlich hatten sie auch ihre Arme und Hände ineinander gelegt, und Hebelhoch suchte das so wenig zusammenpassende Mädchen dahin.

Und dann bemerkte ich, daß es immer eine kleine Stokung gab, wenn aus- oder einsteigende Fahrgäste an uns vorüber mußten. Und ich sah, daß der junge Mann stets mit einiger Anstrengung ein hölzernes Bein zurückziehen mußte, um den Durchgang nicht zu verstopfen.

Jedenfalls hatte der Krieg auch hier sein Opfer gefordert. Und auf einmal erschien mir das Mädchen gar nicht mehr so ungleich.

Alle Nützlichkeit war aus dem Gesicht des Mädchens wie verschwunden und eine Fülle von Güte und Milde durchleuchtete ihre Züge, wenn sie mit liebevollem Mitleid mütterlich zu ihrem jungen, hilflosbedürftigen Begleiter niederblickte. Liebe noch einen Schönheitsschleier um das häßliche Mädchen und Verlies mit ausgleichender Kraft dem armen, jungen Krüppel frohen Glanz der Augen.

Bewundernd neigte ich mich vor solcher Macht.

M. D.

Notizen.

— Vorträge. Institut für Meereskunde, Dienstag, Dichter Carlo Desjardins: Die nordischen Dichtungen, Mittwoch, Dr. A. Fehle: Das Volksgedicht, Freitag, Prof. Starowitschen: Zwei Kriegsjahre in Griechenland. — In der Urania wiederholt Dr. Bauer seinen Vortrag: „Der Mensch vor hunderttausend Jahren“ Donnerstag, Mittwoch, Ulrich Dr. Hundt über „Ermittlung durch Kleinlebenswesen“, am Sonntag, Montag, Dienstag, Freitag und Sonnabend: „Der Balkan und die breite Donau“. — Im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht spricht am Mittwoch Prof. A. Franz über „Werte der Technik im Landwirtschaftsbau“.

— Theaterchronik. Im Marionetten-Theater Münchener Künstler: Die Aufführung von Fritz von Dittus Arago-Vorstellung „Gren u. Co.“ auf Dienstag, den 29. Februar, abends 8^{1/2} Uhr, sehr gut.

— Die neue Urania-Vorführung hat den Vollzug und die Donna zum Gegenstande. Inhabel Jabel hat zu seinen unterhaltlichen Vandalen ein reiches und instruktives Bildmaterial, zum Teil nach eigenen Ausnahmen, gestellt. Zunächst wird der Donaustrom in seiner großen wirtschaftlichen Bedeutung, mit seinen melanodolischen Eisenentzügen und in seinem malerischen Durchbruch durchs Gebirge und vor Augen geführt. Vadopeit, Semlin, Belgrad, die Karakastentiefe von Orsova, das eiserne Tor liegen auf. Sprechkomper, die auf weiten Umwegen zu Wasser hierhergefahren sind, schwere Hamburger Schleppe, die auseinandergenommen und neu zusammengeleitet werden mußten, sind an der Arbeit, das rundliche Getreide heranzuschaffen. Der Donnerstag hat große Verbesserungen erfahren, an den Ufern stehen die Lagerhäuser der J. C. G. Bilder vom serbischen Feldzug, vielfache Einblicke in Natur und Bewohner Bulgariens. Szenen aus Orsova und schließlich Ausblicke auf Marmaramer schiffen sich an. Schaulustig wie Hieseres Interesse kommen an ihre Kosten.

— Ein Arago-Lieferanten-Denkmal. Den amerikanischen Missionärlieferanten sind die Aragofälle ein Dorn im Auge. Denn um die Naturgeschichte zu erhalten, wird die Wasserkraft nicht voll ausgenutzt. Deshalb wird vor dieser Seite erachtet, daß jeder Besucher der Fälle das Land 750 M. hoch. Die Stellen sollen nun auf 35 M. herabgeführt werden. Das Wasser soll täglich nur eine Stunde über die Fälle laufen und im übrigen seine Kraft in elektrische Energie verwandelt werden. Damit würde, so schreibt die „E. Z. J.“, Amerika für alle Zeiten dafür sorgen, daß der Ruhm seiner Arago-Lieferanten der Nachwelt erhalten bleibe.

